

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 13

Artikel: Erstes Honorar
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERSTES HONORAR

Meine Seminarzeit in der staatlichen Lehrerbildungsanstalt fiel ziemlich genau auf die Jahre des ersten Weltkrieges. Da der Grenzbesetzungsdienst empfindliche Lücken in die Geschlossenheit des Lehrkörpers riss, die durch Stellvertretungen nur unzulänglich behoben werden konnten, da er Störungen im Schulbetrieb und einer allgemeinen Lockerung der Disziplin rief, ging lange vor dem Generalstreik eine revolutionäre Welle durch unsere Reihen. Wir übten Kritik an allem und jedem, an veralteten Unterrichtsmethoden, an der schmalen Kost, vor allem aber an der klösterlichen Hausordnung, die uns Konviktingsassen zur Befolgung asketischer Lebensregeln verurteilte. Um unseren mehr oder weniger berechtigten Wünschen Nachdruck zu verleihen, gründeten und eröffneten wir eine Zeitschrift, ein handgeschriebenes, monatlich erscheinendes Organ, das im Lesesaal aufgelegt wurde und die Anstaltsgewaltigen nicht nur von unseren Begehren in Kenntnis setzte, sondern uns überdies als literarisches und kulturpolitisches Sprachrohr diente. Denn jeder halbwegs intelligente Seminarist bildete sich damals etwas Grosses ein. In den verschiedenen Klassen zählten wir mindestens ein Dutzend Poeten, Philosophen, Maler und Komponisten, die Morgenluft witterten und den Glauben in sich trugen, die Welt umschaffen zu können. Sie alle versahen die Zeitschrift mit Beiträgen. Sie hegten Prophetentum in der Brust, und ein Hochgefühl kam auf, das über einer allzueng gewordenen Wirklichkeit seine weiten Horizonte spannte. Einer versuchte sich im Drama, ein zweiter im Gedicht, ein dritter in der Verkündung einer neuen, umstürzenden Lebensanschauung. Was mich betrifft, so fühlte ich mich zum dithyrambischen Sprachmeister berufen. Ich liess mir den Bartflaum wachsen und reichte dem

verantwortlichen Schriftleiter Dichtungen ein, die wie ein Karussell um mein eigenes, an der Welt und an sich selber leidendes Ich kreisten.

Es war zum Verwundern, dass die Zeitschrift geduldet wurde, dass sie gedieh und sich während eines vollen Jahres zu erhalten vermochte; mehr aber noch, dass meine eingestreuten Prosaversuche Beachtung und Anerkennung fanden. Sie bewirkten, dass ich von Klassengenossen und auch von älteren Semestern, die mir ihre Aufsatznöte klagten, mit der Abfassung der jeweils fälligen Elabore betraut wurde. Dies brachte mir zu einer Zeit, da der Hunger schärfer und schärfer an uns zu nagen begann, aus elterlichen Speichern und Rauchkammern manches Stück erdig kräftigen Bauernbrot und manches Wursträdchen ein. Das war mein erstes Honorar in Naturalien. Die Herren Autoren, die sich mit meinen der Phantasie abgerungenen Leistungen aufspielten, übten zwar eine knauserige Hand und rückten mit ihren Spenden von zu Hause nur zögernd heraus; aber ich setzte, anspruchslos und genügsam wie ich schon damals gewesen bin, doch wieder ein wenig Fett an.

Dann schrieb ich aus der Erschütterung eines Liebeserlebnisses heraus meine erste Erzählung. Ich drehte und wendete sie hin und her, bastelte und bosselte daran herum, nannte sie kühnlich «Novelle», ohne im entferntesten zu ahnen, welche strenge, fast unerfüllbare Anforderungen diese Dichtgattung an den Verfasser stellt, und sandte sie ebenso keck einer mir erreichbaren Tagespresse ein. Weil ich der Meinung gewesen war, die Arbeit eines grünen Anfängers würde unbesehen in den Papierkorb wandern, hatte ich sie mit dem vollen Namen gezeichnet, ohne die Erlaubnis des Seminardirektors zu deren Veröffentlichung einzuholen. Doch siehe, das Gemächte fand die Gnade des Redaktors und erschien schon nach wenigen Tagen in sechs Folgen unter dem Strich, dem geheiligten Ort aller jungen Skribenten. Eine Weile lebte ich in einem wahren Rauschzustand, denn nachdem sie gedruckt war, zweifelte ich keinen Augenblick mehr daran, dass meine «Novelle» in die Weltliteratur eingehen werde. Fürs erste freilich veranlasste sie unseren Lehrer für Naturwissenschaften zur bissigen Bemerkung, ich wäre besser beraten, in seinen Fächern endlich etwas Ordentliches zu leisten, statt die Redaktionen mit meinem sentimentalen Geschmier zu behelligen. Der Seminardirektor selber schwieg sich darüber aus, weil er sie vermutlich gar nicht zu Gesicht bekommen hatte.

DER FRÜHLING KOMMT

*Der Frühling kommt, er ist nicht aufzuhalten;
Die Knospe treibt, das Samenkorn erinnert;
Die Erde glättet ihre Kummerfalten;
Die Fehde endet, und das Licht gewinnt.*

*Wie tröstlich, dass doch dieses Weltgeschehen
An keines Menschenmundes Machtwort hängt!
Der Frühling kommt — wer kann ihm widerstehen,
Wenn er wie Meerflut aus der Tiefe drängt?*

*Auch er vermag sich selbst nicht zu befehlen,
Er ist gebunden an den Jahreslauf;
Auch er ist abgesandt und kann nicht wählen —
Der Frühling kommt, und keiner hält ihn auf.*

Von der verschollenen Stümperei sind mir lediglich der Titel «Schweres Blut» und der dunkle Ausgang mit einem schlecht motivierten Selbstmord im Gedächtnis geblieben. Und wenn ich heute an mein erstes literarisches Produkt zurückdenke, steigt mir die Schamröte in die Wangen. Tröstlich ist nur, dass die sechs Feuilletonabschnitte, die ich eine Zeitlang wie ein Heiligtum bewahrte, bei irgendeinem Umzug samt anderem totem Gut in Verlust gerieten.

Einige Wochen, nachdem die letzte Fortsetzung der von zarten Seelen unter Tränen gelesenen Erzählung erschienen war, erhielt ich die Einladung des mir wohlgesinnten Redaktors, der auch die Verlagsleitung innehatte, das Honorar persönlich bei ihm abzuheben, damit er mit dem vielversprechenden jungen Schriftsteller, wie er sich auszudrücken beliebte, Bekanntschaft schliessen könne. Ueber die Höhe des Ehrensoldes enthielt der Brief merkwürdigerweise keine Angabe. Vielleicht waren es zwanzig, hundert oder sogar zweihundert damals noch vollwertige Franken. Wie hätte ich Unerfahrener die Summe veranschlagen können!

Die Einladung traf mich wie ein Blitz. Aufgewühlt, zerstört rannte ich zu meinem Jugend-

freund Hans Bärfuss, reckte ihm das Schreiben unter die Nase und bat ihn, mich nach dem ungefähr dreissig Kilometer entfernten Verlagsort zu begleiten; denn geteilte Freude sei doppelte Freude. Er sagte augenblicklich zu. Und da wir gerade in den Sommerferien weilten, schwangen wir uns schon am nächsten Morgen auf die Fahrräder. In Schweiss gebadet, schwenkten wir kurz vor Mittag in das Landstädtchen ein, dessen Atmosphäre vom Glanz meines Dichtertums durchleuchtet schien. Ueber dem Kopfsteinpflaster der winkligen Gassen flimmerte die Sonnenglut.

Der Redaktor, ein mittelalter Mann mit freundlichem, rosigem Gesicht führte mich, während Bärfuss in einer nahen Anlage wartete, in sein Arbeitskabinett und wies mir mit majestätischer Gebärde einen Ledersessel, in dessen weicher Tiefe ich zu versinken meinte.

«Sie haben mir eine schöne Erzählung eingesandt; sie wurde von unseren Lesern gelobt. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Erfolg und hoffe auf weitere Beiträge aus Ihrer Feder.» Zur Bekräftigung dieser Worte reichte er mir die Hand entgegen; ich erhob mich aus den Versenkung und erfasste sie, brachte aber in der Erregung keine Silbe hervor. Zum Geschäftlichen übergehend, öffnete er den Kassenschrank und zählte mir als Honorar acht blanke Fünffrankenstücke auf den Tisch. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals so viele Silberlinge an einem Häufchen gesehen zu haben; ich dankte verbindlich, quittierte und steckte sie klimpernd ein. «Also lassen Sie bald wieder von sich hören», sagte mein Gönner und begleitete mich, mir nochmals ermunternd die Hand drückend, zur Türe.

«Du Mordskerl!» rief Hans Bärfuss, als ich ihm über das Erlebnis der Honorarabrechnung Bericht erstattete. «Das muss gefeiert werden!»

Vor der triumphalen Heimfahrt stärkten wir uns im Städtchen mit einem Restaurationsbrot, das wir tüchtig mit Bier begossen. Ich beglich die Zeche, wie es sich gehörte, ohne dass ich eine der nagelneuen Fünfliber zu vermünzen genötigt gewesen wäre. Es war selbstverdientes, geheiligtes Geld, das ich für bessere Zwecke aufheben wollte.

Zunächst erstand ich mir einige Bücher, die unsere Generation entflammten und ohne deren Besitz ich nicht länger glaubte leben zu können: Thomas Manns «Buddenbrooks», Hermann Hesses «Unterm Rad», «Nachbarn» und «Umwege». Mit dem Rest des Kapitals bestritt ich die Auslagen

für eine Bergwanderung, die Hans Bärfuss und ich in jenen Ferien im Urnerland unternahmen. Auf dem Urirotstock, dem Traumberg unserer Jugend, schworen wir einander unverbrüchliche Treue durch alle Fährnisse des Daseins. Es war ein Sonntagmorgen von licht durchfluteter Klarheit, die Firne strahlten, und aus den Tiefen des Reusstals läuteten in vielstimmigem Wohlklang die Glocken herauf. Als wir nach schwierigem, wegsuchendem Abstieg durch das Kleintal in einer Gartenwirtschaft des Dorfes Isenthal einkehrten, bekreuzte sich die Wirtin entsetzt, nachdem sie uns genugsam gemustert hatte: «Ihr sid vom Tiifel bsessen!» Wir schlürften das unserer Draufgängerin gespendete Lob wie Honig ein.

Jahrzehnte sind seither ins Land gegangen. Hans Bärfuss ist in der Blüte des Lebens einer schweren Krankheit zum Opfer gefallen. Und auch sonst hat sich in der Zwischenzeit manches verändert. Die einstige seelische Bedrückung und die schweifende Phantastik, die meinem frühen Gekritzel Pate gestanden, erfuhren bald eine gründliche Korrektur. Denn die beiden oberen Seminarklassen genossen damals den Vorzug, ja das Glück, dem Unterricht eines hervorragenden Deutschlehrers folgen zu dürfen. Sein Ziel richtete sich darauf aus, uns Sachlichkeit und möglichst genauen, einzig richtigen Ausdruck für Beobachtung und Empfinden beizubringen. Er erzog uns zu klarem Denken, zur Redlichkeit der Aussage, zur Selbstkritik und Bescheidenheit. Nichts erregte seinen Widerwillen mehr als Gespreiztheit und Spiegelfechtereier mit Worten und Gebärden. Sein ethisches Gebot verlangte Humanität, forderte Ehrfurcht vor der Natur und den Werken des Geistes.

Wenn ich als unbekümmerter Anfänger hoch in den Wolken geschwebt und vor lauter Träumen die irdischen Dinge übersehen hatte, neigte ich mich unter der heilsamen Wirkung jenes Unterrichtes mehr und mehr den Schönheiten der Schöpfung zu. Je mehr ich in die Reife hineinwuchs, um so inniger verliebte ich mich in den Kreislauf der Jahreszeiten mit seinen wechselnden Farben, Düften und Uebergängen. Und immer bewusster atme ich jetzt im Vorfrühling, den ich schon durch die Winterkälte witterte, die neu erwachende Kraft der Erde. Das langsame Herankommen der warmen Tage vollzieht sich für mich von Mal zu Mal unter besonderen, früher kaum beachteten Schwingungen und Stimmungen der Luft; und wenn der heisse Sommer und der heiter-

milde Herbst ihren Segen verströmen, halte ich auch ihnen Saiten zum Erklingen hin, wie noch in keinem Sommer und keinem Herbst vorher.

Das sinnvoll gewordene Leben ist eine Köstlichkeit, die der Mensch damit bezahlt, dass er jeden Tag um eine Spur älter wird. Diese Abschlagszahlung nehme ich hin wie jede andere, die man in angemessenen Raten entrichtet. Es schleicht sich sogar ein Lächeln in die Begleichung; denn gar manches, das mich einst schmerzlich berührte, reicht mir nicht mehr ans Herz heran.

Humoreske von A. Tschechow

D E R D I C K E U N D

D E R M A G E R E

Auf einer Bahnstation begegneten sich zwei alte Freunde, ein dicker und ein magerer. Der Dicke kam vom Mittagessen, seine schwulstigen Lippen glänzten noch vom Fett, er selbst roch stark nach Wein. Der Dünne stieg eben aus einem Eisenbahnwagen, war mit Handkoffern und Schachteln beladen, er roch nach Schinkenbrot. Hinter seinem Rücken standen ein mageres Frauchen und sein Sohn, ein Gymnasiast.

«Forfiri!» rief der Dicke, «bis Du es wirklich?» «Ja, Mischa, Freund meiner Kindheit, wo kommst Du her?»

Die Freunde küssten sich dreimal und schauten sich mit tränenerfüllten Augen an.

«Das ist eine Ueberraschung», begann der Dünne, «bist Du ein schöner Mann geworden, so elegant! Du bist wohl reich? Verheiratet? ... Ich — ach da ist ja meine Frau, und dies — mein Sohn Nataniel, Schüler der dritten Gymnasialklasse.»

Nach etwelchem Zögern nahm der Junge seine Mütze ab. «Hab keine Angst Kind, komm nur näher ... meine Frau ist übrigens eine geborene